

Aus der Eröffnungsrede [wortwörtl. Abschrift]

Was lässt sich in etwa zehn Minuten und mit wenigen Worten über eine Geschichte erzählen, die annähernd 500 Jahre umspannt und die mit dieser Stadt aufs Engste verbunden ist und bis in die Entstehungs- und in die Frühgeschichte dieser Stadt zurückreicht. Welche Sprache, welche Worte würden dieser Geschichte auch nur annähernd gerecht werden und würden vor allem dem heutigen Anlass angemessen sein? Und vor allem: Welche Ereignisse wären unterzubringen, wären [...] berichtenswert in einer auf wenige Minuten konzentrierten Gesamtschau?

Von der Geschichte der Judenburger Juden zu erzählen, das heißt in erster Linie, sich durch ein Dickicht von Legenden, von Mythen und Vorurteilen zu bewegen, die Jahrhunderte lang und bis in die Gegenwart diese Geschichte verdunkelt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt haben. Und es gehört wirklich zu den bedauernswerten Kapiteln der lokalen Geschichtsschreibung, dass sie dieser Legendenbildung nicht nur nichts entgegengesetzt hat – nämlich die schlichten Fakten, die aus den Schriftquellen zu erzählen wären –, sondern sie hat an dieser Mythenbildung und sie hat vor allem am Verfälschen und am Verschweigen aktiv mitgewirkt.

Ich möchte Ihnen aber in dieser knapp bemessene Zeit anderes erzählen und ich beschränke mich im wesentlichen auf zwei Beispiele, die die Geschichte der Judenburger Juden gewissermaßen umkreisen, die aber in erster Linie darauf abzielen, wie diese Geschichte nach wie vor [...] abgehandelt wird.

Von der Judenburger Innenstadt aus erreicht man in wenigen Minuten die Weyervorstadt; dort geht man dann ein kurzes Stück die Bachgasse entlang, überquert nach wenigen hundert Metern den Oberwegbach und gelangt dann zu einem unbefestigten Weg, der, leicht ansteigend, entlang des Waldsaumes Richtung Reiflinggraben den Berg hinaufführt.

Und ungefähr auf der Höhe des Schlosses Weyer bildet der Bergrücken ein leicht abschüssiges Plateau, um das der Weg in einer leichten Biegung vorbeiführt. Auf dem Plateau befindet man sich bereits mitten im Wald und ist weit genug von der Stadt entfernt [...].

Das wäre weiter nichts Ungewöhnliches und der Spaziergänger oder Wanderer wird diesem Ort auch keine besondere Beachtung schenken und er wird weiter taleinwärts gehen. Und doch ist es ein besonderer, ein vergessener Ort. Seit langer Zeit erinnert nichts mehr daran, dass sich an diesem Ort mehrere Jahrhunderte lang der Friedhof der

mittelalterlichen jüdischen Gemeinde befunden hat [...]. Es gibt keine Spuren mehr, keine materiellen Zeugnisse, die uns einen Hinweis geben, dass es sich um einen besonderen Ort handelt.

Den letzten Rest dieses Friedhofes, nämlich einen Grabstein oder besser: ein Grabsteinfragment hat man Ende des 19. Jahrhunderts bei der Sanierung eines Forstweges geborgen und in der Hausschmiede eines nahegelegenen Bauernhofes eingemauert.

Das Wissen um diesen Friedhof und um die Lage dieses Friedhofes ist spätestens Mitte des 17. Jahrhunderts verlorengegangen. Und ich erzähle von diesem vergessenen Ort, weil er beispielhaft die Geschichte und das Schicksal der Judenburger Juden erzählt, die dieser Stadt ihren Namen gegeben haben [...] und die Jahrhundertlang am Leben dieser Stadt mitgewirkt haben. Es ist eine Geschichte des Vergessens, eine Geschichte des Verschweigens und vor allem eine Geschichte des Nicht-Wissen-Wollens.

Es ist wirklich einer der bitteren postumen Siege des Nationalsozialismus, dass er nach der Vertreibung und dass er nach Ermordung der meisten jüdischen Familien dieser Stadt auch das Wissen und die Erinnerung an diese reiche und lebendige jüdische Tradition ausgelöscht hat.

Sie werden auch keine Geschichtsbücher zu Rate ziehen können. Und Sie werden also [...] nirgendwo nachlesen können, dass es in dieser Stadt eine bedeutende mittelalterliche jüdische Gemeinde gegeben hat mit einer umfassenden religiösen Infrastruktur, mit einer Synagoge, mit rituellem Bad, einem Spital, einem Friedhof und anderen sozialen und religiösen Einrichtungen.

Dass sich in dieser Stadt jüdische Gelehrsamkeit, eine religiöse Buchkultur entfaltet hat, deren Spuren heute noch sichtbar sind als Pergamentmakulatur in alten Handschriften und Frühdrucken [...].

Und Sie werden nirgendwo nachlesen können, dass sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Existenzbedingungen der Juden so verschlechtert haben, dass sie in ihrer rechtlichen Stellung schließlich nicht mehr waren als beliebig benutzbare und ausbeutbare Objekte der landesfürstlichen Finanzpolitik und dass der Landesfürst über sie entschieden hat – und zwar rein nach fiskalpolitischen Erwägungen.

Und vor allem dass diese Entwicklung nicht naturgegeben war, sondern ursächlich mit den wirtschaftlichen und mit den sozialen Krisen am Ende des Mittelalters zu tun hatte – also eine Zeit, in der judenfeindliche Propagandisten und Prediger so etwas wie eine Hochkonjunktur erlebten.

Und einer dieser Prediger, die um die Wirkung von Feindbildern bestens Bescheid wussten und die es verstanden haben, den krisengeplagten Menschen so etwas wie einen Sündenbock für ihr Elend zu präsentieren – einer dieser judenfeindlichen Prediger war Johannes Capistran. Johannes Capistran, der, bevor er in Judenburg eingezogen ist und hier seine Massenpredigten gehalten hat, der in der Stadt Breslau für die Folter und für die Ermordung dutzender Juden verantwortlich war.

Davon berichtet keine Stadtgeschichte. Was Sie dort nachlesen können, das ist, dass Capistran sich große Verdienste um das religiöse und um das mönchische Leben in der Stadt Judenburg erworben hat und dass er daher in der Stadt besonders verehrt wird.

Und diese Verehrung hat zumindest ausgereicht, dass der Judenburger Magistrat 1881 beschlossen hat, eine Gasse nach diesem Buß- und Kreuzzugsprediger zu benennen.

Und das zweite Beispiel:

Im Stadtmuseum Judenburg wird den Besucherinnen und Besuchern die Stadtgeschichte u.a. mit zwölf Dioramen vor Augen geführt, das sind also Schaukästen mit szenische Darstellungen von bedeutenden oder doch markanten historischen Ereignissen. Bis vor wenigen Jahren hat es in den Schauräumen des Museums noch ein 13. Diorama gegeben – ein Diorama, das die Geschichte der Judenburger Juden illustrieren sollte.

Zu sehen war in dieser Szenerie ein von einer Mauer umschlossener Platz, der sichtlich etwas außerhalb des Stadtzentrums liegt und der das mittelalterliche jüdische Viertel in der Stadt darstellen sollte. Den Mittelpunkt der Szene bilden zwei Männer: der eine durch die charakteristische Kopfbedeckung als Jude kenntlich gemacht; der andere ist durch seine Kleidung als Adeliger zu erkennen.

Der Jude ist gerade im Begriff, dem Adeligen einen Geldbeutel zu übergeben – [...] das Ganze soll also den jüdischen Geldverleiher darstellen, der gerade einen christlichen Kunden bedient.

Der historische Hintergrund dieser Szene ist der, dass der Geldverleih für die Juden im Spätmittelalter eines der wenigen Gewerbe war, dass sie als landesfürstliche Untertanen betreiben durften und dieser Geldverleih hat ganz wesentlich über ihre Daseinsberechtigung entschieden.

Die Juden waren nicht frei, so wie der städtische Bürger, sondern sie waren landesfürstliche Untertanen, mehr oder weniger Leibeigene, und ihr Schicksal, ihre Existenz war immer davon abhängig, ob sie für den Landesfürsten [...] profitabel waren.

Die Szenerie in diesem Diorama erzählt nichts davon. Es ist eine schlichte Verzerrung der Geschichte und was hier den Besuchern vor Augen geführt wurde, das ist der sogenannte Geldjude, so wie ihn das Mittelalter gewissermaßen erschaffen hat und der dann in den nachfolgenden Jahrhunderten in der antijüdischen Predigt- und Pamphletliteratur ein besonderes Eigenleben, eine besondere Wirkung entfaltet:

[...] der „Geldjude“, der „Schacherjude“, der dann in unzähligen Variationen bis ins 20. Jahrhundert im deutschnationalen, im christlichsozialen und sozialdemokratischen Ideenhaushalt als Feind- und Drohbild lebendig bleibt.

Dieses Schaubild wäre an und für sich schon problematisch genug. Aber es gibt noch ein weiteres Detail, und zwar dass der Jude in dieser Darstellung nicht nur diesen Geldbeutel hält, sondern auf diesem Geldbeutel ist erkennbar zu lesen die Aufschrift: „30 Gulden“ – und jeder in der christlichen Tradition sozialisierte Mensch weiß natürlich sofort um die Bedeutung dieser Aufschrift: nämlich die 30 Silberlinge, die Judas Ischariot für seinen Verrat an Jesus erhalten hat.

Ich will das hier nicht weiter ausführen und ich möchte es auch mit der Anmerkung bewenden lassen, dass sich in diesem Diorama, vor dem Generationen von Besucherinnen und Besuchern die Geschichte der Judenburger Juden erklärt und erzählt wurde –, dass sich in diesem Diorama wie in einem Brennspiegel die gesamte antijüdische Bilderwelt entfaltet und konzentriert.

Die Geschichte der Juden bleibt dabei so gut wie unsichtbar, wie ein unliebsames und [...] aus der Art geschlagenes Mitglied der Verwandtschaft, dessen Existenz man lieber verschweigt, weil man sich sonst unangenehmen Fragen zu stellen hätte.

Und das man bis heute verschweigt, weil sich diese Geschichte einfach nicht in das touristisch geschönte Bild der Stadtgeschichte einfügt, und vor allem nicht in das epidemisch verbreitete Geschichtsverständnis [...] einfügt, das Geschichte einzig und allein danach beurteilt, ob man sie verkaufen oder ob man sie als eine Art regionalen Feinkostladen vermarkten und sich daraus nach Belieben bedienen kann.

Die Geschichte der Judenburger Juden lässt sich tatsächlich nicht verkaufen, weil der unvoreingenommene Blick auf den christlichen oder nichtjüdischen Partner dieser sehr ungleichen und im Grunde unerwünschten Lebensgemeinschaft –, [...] weil dieser Blick letztlich nichts anderes bedeutet, als in die Abgründe des Menschlichen zu schauen.

Erzählte man die Geschichte der Judenburger Juden so wie sie uns die historischen Dokumente erzählen, dann käme ganz anderes zu Tage als das, was die lokalen Geschichtsbücher erzählen oder was so als Alltagswissen in der Bevölkerung verankert ist.

Dann wäre etwa darüber zu berichten, dass 1938 in dieser Stadt ein regelrechter Raubzug gegen Juden und jüdisches Eigentum stattgefunden hat.

Und dass bei diesem Diebszug durch die jüdischen Geschäfte und Häuser alles geraubt wurde, was den neuen Herrenmenschen begehrenswert erschien: Möbel, Kleidungsstücke, Motorräder, Automobile, Teppiche, Musikinstrumente, Schmuck, Geschirr; [...] ganze Privatsammlungen: z.B. Porzellan-, Zinngeschirrsammlungen, Bibliotheken haben praktisch über Nacht den Besitzer gewechselt.

Dann wäre darüber zu berichten, dass der Amtswalter der Stadt im November 1938 der Gauleitung in Graz stolz mitteilen durfte, dass Judenburg als erste steirische Stadt „judenfrei“ ist.

Und schließlich, dass die meisten Protagonisten und die Profiteure dieses Raubzuges nach 1945 als ehrenwerte Bürgerinnen und Bürger weiterhin für das Wohl dieser Stadt gewirkt haben und ihre Mordsgesinnung an die folgenden Generationen weitergeben durften. [...]

Kann man – um abzuschließen –, [...] kann man aus der Geschichte lernen? Und es ist hier der Ort und heute Anlass genug, vor den Namen, an die das Mahnmal erinnert, diese Frage zu stellen.

Geschichte ist keine Lehrmeisterin, die uns mit erhobenem Zeigefinger Lektionen erteilt; und sie ist vor allem kein beliebig verfügbares und abrufbares Wissen, das so von Generation zu Generation weitergereicht wird.

Es wäre Einsicht und Erkenntnis genug, dass Geschichte, dass das Geschehene – also sowohl das menschlich Bereichernde und Beglückende als auch das abgründig Böse und Niederträchtige –, dass das nichts Abgeschlossenes ist, dass das nicht etwas Vergangenes ist, sondern dass die Geschichte und das Geschehene immer auch ein Maßstab dafür sind, was menschlich möglich ist und was daher auch in unserer Gegenwart möglich ist.